

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 146.

Eibing, den 25. Juni.

1892.

Das Wort der Mutter.

Roman von A. Söndermann.

31)

Nachdruck verboten.

„Gott im Himmel, soweit ist es gekommen!“ murmelte Betty und springt im nächsten Augenblick von ihrem Lager auf.

Das erste, was sie thut, ist, daß sie das Glas Wasser hinaus auf den Korridor geht, dann zündet sie die Kerze an, läßt sich auf den Rand ihres Bettes nieder und verfällt in tiefes Nachdenken, das nur zuweilen von einem tiefen Stöhnen unterbrochen wird.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, welche zuerst langsam, dann aber immer reichlicher die bleichen Wangen hinabrollen.

„Es muß sein!“ flüsterte auch sie und erhebt sich, nimmt das Licht zur Hand und setzt es auf den geöffneten Schreibtisch.

Darauf öffnete sie ein geheimes Fach in dem altmodischen Sekretär, das sie zufälligerweise entdeckt hatte und in welchem sie die Briefe Paul's aufbewahrte.

Die Briefe sind mit einer seidenen Schnur in mehrere Bündel zusammengebunden.

Sie nimmt die Pakete heraus und will das Fach wieder schließen.

Da aber erinnert sie sich, daß ja noch ein einzelner Brief vorhanden sein muß.

Sie greift mit der Hand abermals in das Fach und sucht nach dem Briefe.

In der hintersten Ecke ergreift sie auch das vermischte Papier.

In dem Augenblicke aber, als sie es anfaßt und dabei mit der Hand etwas scharf zugreift und den Boden des Faches berührt, da springt plötzlich eine Seitenwand in dem Fach auf.

Erschrocken fährt Betty zurück, den Brief in ihren zitternden Fingern haltend, mit der andern Hand ergreift sie das Licht und leuchtet in das Fach.

Ein ihr bis jetzt verborgenes Thürchen hat sich geöffnet, unwillkürlich greift Betty in die Öffnung, ihre Finger berühren einen Gegenstand und bringen denselben hervor. Es ist ein großer, mit Siegellack verschlossener Brief.

Was liest die leichenblasse Jungfrau?

„Verglaubliche Abschrift des Anhangs meines Testaments!“ klingt es zitternd über die bebenden Lippen.

Es ist ein entscheidender Augenblick, Betty steht dem Verhängniß gegenüber.

Welche Gedanken durchzuckten ihre Seele? War es das Werk der Vorsehung, sollte das beabsichtigte Verbrechen Veranlassung sein, das Geheimniß zu enthüllen, welches über diesem Hause schwebte? War sie dazu auserkoren, das Verhängniß zu spielen? Was hielt sie in ihren bebenden Händen, Glück oder Unglück? Glück für sie, Unglück für den Mann, der sich als ihr Wohlthäter gezeigt hatte!

Getrieben von der momentanen Erregung nahe sie sich schon der Flamme des Lichts.

Da murmelten ihre Lippen: „Paul!“

Die Hand mit dem Briefe sank herab.

„Ja, Paul allein hat das Recht, zu entscheiden!“ flüsterte Betty und sank auf den Sessel nieder.

So verging wohl wieder eine halbe Stunde.

Plötzlich ruffte sie sich auf, warf das Dokument zu ihren Briefen, machte ein großes Packet und legte dasselbe in eine kleine Reisetasche, dann setzte sie sich wieder nieder an den Schreibtisch, schrieb einige Zeilen, verbarg den Brief in einem Couvert und adressirte ihn an Herrn Kaufmann Heinrich Flamm bach.

Diesen Brief ließ sie auf dem geöffneten Schreibtisch liegen.

Jetzt aber zeigte sie sich als eine entschlossene, energische Person, ihre Erregung war vollständig vorüber und, ihrer Beschäftigung nach zu urtheilen, mußte sie die Absicht haben, eine Reise zu unternehmen.

Jetzt stand sie vollständig reisefertig gekleidet da, mit der bereits vorhin erwähnten Reisetasche in der Hand, nun löschte sie endlich das Licht aus und trat in einigen Minuten hinaus auf die Straße.

* * *

Das war eine entsetzliche Nacht für Clara Flamm bach. Bald durchrieselte eine Eiskälte ihre Glieder, bald fühlte sie eine brennende Gluth in ihren Adern und jedes leise Geräusch ließ sie im heftigsten Schreck emporsfahren. Und welcher Vulkan raste in ihrer Seele!

Wie krümmte sich noch das bessere Gefühl ihres Herzens unter der Last des Verbrechens, das die Unglückliche auf ihr Gewissen geladen!

Alle Schrecknisse einer Entdeckung und deren

Folgen breiteten sich vor ihrem geistigen Auge aus und endlich murmelten ihre Lippen das Wort: „Mörderin!“

Schaudernd verhüllte sie ihr Antlitz in die Fissen ihres Lagers, Körper und Geist unterlagen endlich der Angst und Qual, ein wildes Fieber jagte durch ihre Adern und wirre Bilder erfüllten ihre Seele.

Schon längst wartete Herr Flamm bach an dem bereits servirten Frühstück auf die Ankunft Klara's und Betty's. Endlich wurde ihm doch die Zeit zu lang und er rief durch die Glocke Grete, das Kammermädchen, herbei.

„Wo bleiben die Damen?“ fragte er das Mädchen, welches ebenfalls mit den Zeichen einer durchwachten Nacht auf ihrem Antlitz in das Zimmer trat.

„Ich weiß es nicht, Herr Flamm bach“, war die ängstliche Antwort.

„So sieh nach und bringe mir Antwort.“ Ihre Hand öffnete die Thür und bald stand sie an dem Krankenlager Klara's.

Herr Flamm bach wurde sofort davon benachrichtigt. Während derselbe, von Schreck und Besorgniß erfüllt, neben dem Lager seiner Tochter saß, hatte Grete endlich soviel Geistesgegenwart gewonnen, um nach Fräulein Betty auszu schauen.

Eine Centnerlast fiel dem Mädchen vom Herzen, als sie das Bett im Zimmer leer und den Brief an Flamm bachs Adresse auf dem Sekretär fand.

„Gott sei Dank!“ flüsterte sie, ergriff das Schreiben und eilte hinab zu Flamm bach, um diesem die Nachricht mitzutheilen, daß Fräulein Betty in ihrem Zimmer nicht zu finden sei und ihm den gefundenen Brief zu übergeben.

Man kann sich wohl das neue Erstaunen über die gebrachte Nachricht denken.

Hastig öffnete er den Brief und las die Worte: „Mein theurer Pflegevater! Halten Sie mich nicht für eine Undankbare, das Verhängniß treibt mich aus Ihrem Hause, aber ich hoffe zu Gott, daß die plötzliche, geheime Flucht uns Allen zum Segen gereichen wird! Gott ist gerecht, aber auch barmherzig, sein Wille geschehe! Betty.“

Das Blatt entfiel seiner Hand, Zeichenblässe bedeckte sein Antlitz, aber im nächsten Augenblicke raffte er sich auf und eilte hinauf in die Dachkammer.

Sein erster Blick fiel auf den Sekretär, auch er schaute das noch immer geöffnete Fach.

Mit dem Ausruf des größten Schreckens sank der Mann auf den Stuhl.

Warum wurde Flamm bach von dieser Entdeckung so ergriffen? Der Moment seines Verbrechens trat ihm vor die Seele. Er sah ein Dokument in Flammen aufgehen und erkannte, je näher die Flamme einer unbeschriebenen Stelle des Papiers kam, plötzlich die sich nach bildenden Worte: „Eine Abschrift dieses meines Anhanges zum Testament befindet sich in dem geheimen —“

Da nahte sich seine Gattin, die Flamme griff weiter, im nächsten Augenblick war das Papier vernichtet. —

Während nun Flamm bach in diesem schmerzlichen Hinbrüten versunken war, saß Grete am Bett ihrer Herrin und erzählte dieser von der Flucht Fräulein Betty's.

Klara horchte mit der größten Aufregung auf diese Mittheilung und erwiderte hastig, als das Mädchen geendet hatte: „Wo ist mein Vater?“

„Fräulein Betty hat einen Brief zurückgelassen, und Ihr Herr Papa befindet sich oben in der Kammer, es muß irgend etwas Außerordentliches in dem Briefe gestanden haben, denn Herr Flamm bach eilte in großer Aufregung hinauf nach dem Gemach!“

Fort war die Schwäche Klärchens, überwunden ihre Angst, welche sie beinahe auf das Krankenlager geworfen hätte.

Hastig erhob sie sich und verlangte angefleht zu werden.

Die Energie ihres Geistes war Siegerin in diesem Kampfe geblieben.

Erstaunt leistete das Mädchen ihrer Herrin die gewöhnlichen Dienste, ohne weiter ein Wort mit ihr zu reden.

In wenigen Minuten stand Klara oben im Zimmerchen vor ihrem in tiefen Schmerz versunkenen Vater und nach einer halben Stunde verließen sie beide das Gemach. Ein heimliches Feuer brannte in den Augen der Tochter, als sie sich abermals in ihrem Zimmer befand, und hastig schritt sie auf und nieder, bis sie plötzlich im Zimmer stehen blieb und mit entschlossener Stimme vor sich himurmelte: „Jeder ist sich selbst der Nächste! Es muß sein, wir müssen handeln, ehe es schließlich zu spät wird!“

17.

In einer der belebtesten Straßen Berlins, in der Leipzigerstraße Nr. . . . finden wir an der Haus Thür ein weißes Porzellschild, auf welchem die Worte stehen: „Dr. med. Paul Flamm bach, praktischer Arzt, 1. Etage.“ Es ist ein reizend ausgestattetes kleines Zimmerchen, in welchem der ehemalige Student Paul Flamm bach, jetzt zum stattlichen Mann herangereift, in einen eleganten Morgenrock gehüllt, am Tischchen sitzt und seinen Morgenkaffee genießt. Da öffnet sich eine Nebenthüre des Zimmers und eine ältliche Dame tritt in das Gemach. Mit mildem Tone und einem freundlichen Lächeln wendet sich die Matrone, während sie sich an dem Tisch niederläßt, an den ernst vor sich hinbrütenden jungen Arzt: „Schon wieder so traurig, mein lieber Herr Doktor?“

„Traurig? Ach nein, Frau Jels, traurig bin ich nicht!“ erwiderte der Arzt und fährt aus seinen Träumen empor.

„Nun, was ist es denn, Herr Doktor?“ fährt die Dame fort, während sie ihre Augen noch fester auf den verlegenen Arzt gerichtet hat.

„Ich weiß es nicht, Frau Fels, was Ihnen an mir auffällt, der Beruf des Arztes ist ein sehr ernster und heiliger Beruf. Bedenken Sie nur, welche Verantwortung ich meinen Patienten und den Angehörigen gegenüber zu tragen habe, dann wird es Ihnen wohl natürlich erscheinen, daß ich keine Minute vergeuden darf, um über die Leiden meiner Patienten nachzudenken.“

Die Matrone lächelte.

„Frau Fels“, sagte Flammbach, „ich achte und ehre Sie, als ob Sie meine Mutter wären. Sie allein wissen ja, mit welcher Liebe ich an meiner Mutter gegangen habe, und Sie waren so lebenswürdig, stundenlang mit mir von der seltsamen Mutter zu sprechen, so daß Sie unwillkürlich mein Herz gewonnen und mir einen Ersatz für den Verlust meiner geliebten Mutter gegeben haben. Sie wissen ja die Verhältnisse, welche mich drückten, Ihnen ist ja das Zerwürfniß unserer Familie bekannt, können Sie sich noch wundern, warum ich ernst auf das Leben schaue, ernster, als es vielleicht meinen Jahren angemessen erscheinen dürfte?“

Die Augen der Matrone waren während der Worte des jungen Mannes feucht geworden.

Sie ergriff die Hand des Arztes und erwiderte: „Habe ich Ihnen einen kleinen Ersatz für Ihre gute Mutter gegeben, so waren Sie doch meine einzige Freude und waren mir reichhaltig Ersatz für meinen verlorenen Sohn. Das Mutterauge sieht scharf, und glauben Sie mir, mein theurer Sohn, wenn ich Sie so nennen darf, nicht das Zerwürfniß mit dem Vater ist es, nicht Ihre schweren Berufspflichten sind es, welche Sie so ernst und traurig stimmten, sondern die Sehnsucht nach einem gleichgeimmten Herzen ist es, was Ihre Seele erfüllt!“

Abermals schreckte der junge Arzt zusammen und seine Wangen verfärbten sich.

„Eines Herzens?“ flüsterte er.

„Ja, ja, mein junger Freund, die Sehnsucht nach einem Wesen, das mit Ihnen fühlt, das bereit ist, mit Ihnen durch das Leben zu gehen, hält Sie umfassen.“

Der Leichenblässe des jungen Mannes folgte eine brennende Röthe, er schlug die Augen nieder und blieb stumm.

„Es giebt nur ein Mittel, Herr Doktor, wodurch Sie geheilt werden können — Sie müssen sich vermählen!“

„Ich — ich — soll heirathen? — Nie — nie, Frau Fels!“ erwiderte hastig, fast stürmisch der junge Mann.

Die Matrone aber lächelte und fuhr fort: „Sehen Sie, mein lieber Freund, wie Sie sich verrathen haben und wie ich das Rechte getroffen! Soll ich Ihnen noch mehr sagen, soll ich Ihnen den Weg zeigen, auf welchem Sie diese Ihre Sehnsucht befriedigen können?“

„Warum erzählen Sie seit länger als einem halben Jahre gar nichts mehr von Ihrem ehemaligen Schüpling, von der jungen Dame,

welche in Ihrem Vaterhause wohnt, von dem schwarzlockigen Kinde, von der kleinen Betty?“

Der Arzt erhob sich hastig von seinem Stuhl und schritt in großer Aufregung durch das Zimmer.

Lächelnd schaute ihm die Matrone nach und schweig.

Jedenfalls war Frau Fels eine sehr vernünftige Frau und beharrte aus besonderen Vorsätzen immer noch in ihrem Schweigen; ihre forschenden Blicke, die sie zuweilen nach dem noch immer im Zimmer umherwandlenden Doktor warf, drückten die vollständige Befriedigung aus.

Der junge Mann schien einen heftigen Kampf zu kämpfen, nach und nach aber wurde er ruhiger und bald zeigten seine Züge wieder Milde, gepaart mit dem feierlichen Ernst, welcher seinem Antlitze einen würdevollen und Vertrauen erweckenden Ausdruck verlieh.

Jetzt schien die Matrone vollständig befriedigt zu sein und den Augenblick für geeignet zu halten, um weiter auf ihr Ziel loszusteuern.

„Sie haben mir noch keine Antwort gegeben, Herr Doktor?“ begann sie.

„Mein Gott, was soll ich Ihnen sagen, Frau Fels, ich meinte, Sie würden sich doch wenig für Betty interessieren,“ erwiderte der Doktor, ohne seine Blicke vom Fußboden zu erheben.

„Wie können Sie nur eine solche Meinung haben, Herr Doktor, da Sie doch wissen, daß ich mich für Alles, was Sie berührt, interessire.“

„So meinen Sie, daß Fräulein Betty in näherer Beziehung zu mir steht?“

„Gewiß, Herr Doktor, ganz gewiß, jetzt sind wir am Ziel! Fräulein Betty steht Ihnen so — gar sehr, sehr nahe, sie ist Ihr Gedanke bei Tag und bei Nacht: Das Bild jenes kleinen Mädchens steht Ihnen vor Ihrer Seele, Sie haben sich aus diesem Bilde ein Ideal geschaffen, welches Ihr Herz vollständig einnimmt! Vor Ihrem geistigen Auge haben Sie das Kind heranwachsen und zur Jungfrau emporblühen sehen und sich nach Ihrem Herzen ein Bild geschaffen, nach dem sich Ihre Seele sehnt. Kurz, mein junger Freund, Sie lieben das Kind, das Sie gesehen, Sie lieben die Jungfrau, die Sie noch nicht gesehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Hinrichtung des Raubmörders **Wexel** hat in den Berliner Volkskreisen wieder eine Redensart in Anwendung gebracht, welche in ihrer Eigenart ganz besonders charakteristisch die Ursprünglichkeit illustriert, mit welcher der Berliner Volkswitz seine Vergleiche schafft, eine Ursprünglichkeit, die so manches treffende Wort gezeitigt, kaum aber jemals ein Wort von so eigenartiger Dραstik geschaffen hat, wie sie in der Bezeichnung „**Kohl-rübe**“ für Kopf liegt. „Tu is die Kohlrübe

runter!“ — hörte man vielfach in den Arbeiterkreisen äußern, welche die Anschlagssäulen umstanden, um das ominöse, rothe Placat zu lesen, welches als eine öffentliche Quittung seitens der Gerechtigkeit Kunde davon gab, daß eine Bluthat gesühnt worden, und das mehrfache Wiederkehren gerade dieses Ausdruckes zeigt, wie sehr derselbe in den Sprachschatz des Berliner Special-Idioms übergegangen ist. Gerade bei seiner Eigenthümlichkeit dürfte es interessant sein, seiner Entstehung nachzuforschen, und da wird mitgetheilt, daß dieselbe auf den Raubmörder Louis Grothe zurückzuführen ist, welcher in den sechziger Jahren den Professor Gregy ermordete und zum Tode verurtheilt wurde. Auch damals war es Reindel, welcher das Urtheil zu vollstrecken hatte, und Grothe empfing ihn, als er ihm im Zellengefängniß zu Noabith den vorbereitenden Besuch abstattete, mit der Frage: „Sie also sind der Mann, der mir morgen die Kohlrübe abschlagen soll?“ Die frappante Art des Ausdrucks hat seine schnelle Aufnahme namentlich bei den niederen Volksschichten bewirkt, und hier hat sich das Wort bis heut erhalten und kehrt augenscheinlich gerade wegen seiner eigenartigen Drastik stets wieder.

— **Eine neunzehnjährige Giftmischerin.** Vor den Aflisten von Le Mans hat sich gegenwärtig Madame Bardet, eine junge Frau, der besten Gesellschaft angehörig, welche ihren Mann nach dreimonatlicher Ehe zu vergiften suchte, zu verantworten. Da der Grund des Verbrechens noch in Dunkel gehüllt, die Angeklagte sehr hübsch ist, ist der Fall in Le Mans zu einer cause célèbre geworden. Die Heirath des fräuleins Victorine Maguërite Laporte mit Herrn Georges Bardet datirt erst vom letzten Winter; die junge Frau, wie schon erwähnt, ist reizend, und der junge Ehemann, der durchaus kein Idonis, ist rasend in seine Frau verliebt. Von seinem Vater erhielt er 100,000 Francs zur Begründung des Hausstandes, während die junge Frau nur ihre Schönheit mitbrachte. Bald nach der Hochzeitsreise drängte Frau Bardet ihren Mann, zu ihren Gunsten ein Testament zu machen. Herr Bardet hegte in seiner Voreingenommenheit bezüglich dieser zum mindesten undelicateu und unzeitgemäßen forderung durchaus kein Mißtrauen und setzte seine Frau zur Universalerbin ein. Einige Tage später erkrankte er plötzlich. Die Untersuchung ergab, daß Frau Bardet von einem Apotheker in Le Mans Strychnin erhalten, welches die junge Frau in immer größeren Dosen der Nahrung ihres Mannes beigemischt hatte. Niemand im Hause hatte sie im Verdacht, und wahrscheinlich hätte diese neunzehnjährige Giftmischerin ihr Werk vollenden können, wenn sie sich nicht selbst verrathen hätte. Sie kam auf die Idee, eine Kartenlegerin zu befragen. „Mir ahnt, daß ein großes Unglück mich treffen wird,“ sagte sie zu dieser, „Sie müssen es

in den Karten sehen.“ — „Ich sehe in der That, daß Ihr Gemahl krank ist,“ antwortete die weise Frau, „aber er wird nicht sterben.“ Diese Antwort war aber nicht nach dem Geschmack der liebenden Gattin, sie entgegnete: „Ich bin nicht Ihrer Meinung, ich glaube vielmehr, daß mein Mann den 10. März nicht überleben dürfte.“ Als bei späteren Besuchen Frau Bardet stets auf dieselbe Angelegenheit zu sprechen kam, wurde der Kartenlegerin die Sache verdächtig und sie denuncierte die junge Frau der Polizei. Letztere benachrichtigte den Vater des Herrn Bardet, der seinerseits seine Schwiegertochter streng überwachen ließ. Sie mußte das Krankenlager verlassen, und von der Stunde an besserte sich das Befinden des Mannes. Im Verhör gab Frau Bardet an, sie habe sich an ihrem Gatten rächen wollen. Vielleicht enthüllen die Verhandlungen den wahren Beweggrund.

— **Erwerbsgelegenheiten** giebt es in Berlin genug, und noch wird man es zu bezweifeln geneigt sein, daß sich für einen Schäfer eine in sein Fach einschlagende Beschäftigung findet. Der alte Mann, welcher Zeit seines Lebens Schäfer auf einem ostpreussischen Gute gewesen war, konnte denn auch trotz aller Mühe, die er sich gab, in Berlin keine Beschäftigung finden, als er vor einigen Jahren zu seiner hier verheiratheten Tochter zog. Zu schwerer Arbeit war er zu alt, und Schafe zu pflegen, gab es hier nicht; auf einen Nebenerwerb war der Alte aber angewiesen. In seiner Noth ging er zu einem in Berlin wohnenden Gutsbesitzer aus jener Gegend, dem er sein Leid klagte; allein dieser war sehr ungehalten, daß der Alte aus seiner Heimath fortgegangen sei. Schließlich fragte er ihn, ob er seine Schafschere noch besitze, und gab, als dies bejaht wurde, dem Schäfer den Auftrag, seinen Rudel zu scheeren. Der Alte erfüllte diesen Auftrag so gewissenhaft, daß auch nicht ein Härchen an dem Hunde blieb. Der Herr des Rudels lachte über die ungeschickte Schur und bedeutete dem Alten, daß ein Rudel kein Schaf sei und daß man am Kopf, Schwanz und Beingelenken einige Haarbüschel stehen lassen müsse. Das merkte sich der Schäfer, der bald durch Empfehlung des Gutsbesitzers Rundschaft erhielt. Große und kleine Hunde wurden ihm zur Schur übergeben und die große eiserne Schafschere mit der runden Sparfeder an den Klängen hatte bald reichlich Arbeit. Jetzt verdient er in den „Monaten ohne r“, von Mai bis August so viel, daß er einen kleinen Zuschuß zu den Haushaltungskosten seines Schwiegerlohnes zahlen, und im Winter sein Pfeifchen Tabak in Ruhe rauchen kann. An seiner Hausthür aber prangt ein Schild mit der Aufschrift: „Hier werden Hunde geschoren.“